

Die Generation der Vaterlosen



Inhalt

Geburt und erste Lebensjahre

Kindheit im 3. Reich

Kriegsende und Besatzungszeit in Schliersee

Zurück in die Heimat

Rückschau auf das Kriegsende

Alltag in der Besatzungszeit

Versorgung und Leben in der Nachkriegszeit

Kinderkuraufenthalte

Gebirgstrachten-Erhaltungsverein Almrausch Dorstfeld

Die Generation der Vaterlosen



Die Geburt und erste Lebensjahre

Ich wurde am 1. Dezember 1939 in Dortmund in der Wohnung meiner Großeltern geboren. Meine Eltern hatten 2 Tage zuvor geheiratet. Als der Pastor bei der Trauung den dicken Bauch meiner Mutter sah, meinte er, dass es wohl eile und warum sie nicht etwas früher gekommen seien. Das war allerdings nicht möglich, denn mein Vater war drei Monate zuvor zum Feldzug des Nazireiches gegen Polen eingezogen worden. Meine Mutter hatte er ein Jahr zuvor in Dortmund kennengelernt. In der Gaststätte Posthorn an der Hauptpost in Dortmund kam er mit einer unbekanntenen Frau ins Gespräch, das sich wohl zu einem Flirt entwickelte. Es endete damit, dass sie ihm erklärte, sie sei verheiratet, aber sie hätte eine jüngere Schwester, die noch unverheiratet sei. Weiterhin klärte sie ihn darüber auf, dass sie im Posthorn wegen ihrer Halbschwester sei, die dort als Bedienung arbeitete. Wie es im einzelnen weiter ging, ist mir nicht bekannt, Jedenfalls war meine Mutter kurz nach ihrem Geburtstag im Februar 1939 schwanger. Sie war als Hausmädchen in einem Unternehmerhaushalt tätig. Bis zur Sichtbarkeit ihres Zustandes blieb sie auf ihrer Arbeitsstelle. Im Sommer nahm sie dann eine Saisonarbeit auf der Insel Juist an. Nach Ende der Saison ging sie zurück zu ihren Eltern nach Dortmund.

Einige Monate später wurde mein Vater zum Krieg gegen Frankreich einberufen. Während der folgenden Kriegereignisse war er längere Zeit in Peenemünde, zum Kriegsende auch an der Ostfront.



An die Kriegszeit habe ich nur Erinnerungsfetzen: Bombenangriffe, Rennen zum Bunker, Aufenthalt in Bunkern, Aufmärsche der HJ, Sirenengeheul, Ankündigung von Luftangriffen im Radio, das Gefangenenlager in der Nähe unserer Wohnung. Sehr gut in Erinnerung habe ich noch eine Weihnachtsfeier für die Nazikinder in der Bergschänke in Dorstfeld. Es gab ein buntes Programm mit anschließender Bescherung für die Nazikinder. Wir als Nichtnazis sahen uns die Veranstaltung an, ohne eine Kleinigkeit zu bekommen. Ich weiß auch nicht mehr, welchen Grund es gab, dass wir überhaupt bei der Veranstaltung anwesend waren.

In den Zeiten, in denen wir nicht evakuiert waren, lebten wir bei meinen Großeltern in der Wittener Straße in Dorstfeld. Opa arbeitete auf der Zeche und hatte immer Nachtschicht. Jeden Abend verabschiedete er sich mit „Glück auf“ von meiner Oma und mir. Ich erinnere mich an einen Tag, als mein Vater und mein Onkel Hansi Heimaturlaub hatten und bei den Großeltern waren. Mein Vater warf mich Onkel Hansi zu und der warf mich zu meinem Vater. Ich hatte einen riesigen Spaß dabei. Wahrscheinlich habe ich ihn da zum letzten mal gesehen. Onkel Hansi fiel am 23.3.1943 am Ladogasee.

Ganz dunkel erinnere ich mich an die Hochzeit von Hans Pranschke und Edith Steger, der Stieftochter von Tante Fanny in der kath. Kirche in Oberdorstfeld.

Dortmund wurde mehrere Male schwer bombardiert.

Meine Mutter und ich kamen dreimal in die Evakuierungsaktionen.

Kindheit im 3. Reich

Minheim an der Mosel 1942



Unser letzter Rückzugsort vor den Kriegseinwirkungen, war Schliersee in Oberbayern. Das genaue Jahr weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur an die immer wieder eisigen Winter und den Schnee. Vorher waren wir, meine Mutter und ich, in Minheim an der Mosel und in Ensisheim im Elsass evakuiert gewesen. Meine Mutter musste während des Aufenthaltes in Schliersee arbeiten gehen und ich kam in den Kindergarten. Es war ein Tageskindergarten mit Verpflegung und Mittagsschlaf. Für mich ist er in denkbar schlechtester Erinnerung geblieben. Mittags wurde zwei Stunden geschlafen. Man durfte sich nicht rühren oder zur Toilette gehen. Täglich passierte es, dass jemand während der Schlafenszeit in die Hosen machte. Die Betroffenen mussten sich nackt ausziehen und eine Reihe bilden. Alle übrigen Kinder mussten an ihnen vorbei gehen und sie mit „ieh, fit, fit, fit“ auslachen. Irgend wann stand ich dann auch einmal in der Reihe. Mich hat weniger

die Tatsache getroffen, dass ich ausgelacht wurde, als das dumme Auslachen der Betroffenen.



Schliersee 1944

Eines morgens im Mai 1945 wurde meine Mutter sehr aktiv. Es ging das Gerücht, dass die Nazis aus der SA Gruppenschule wegen des Einrückens der Amerikaner getürmt seien und es was zu plündern gäbe. Außerdem gab es plötzlich viele frei laufende Pferde und herum liegende Waffen. Nach kurzer Zeit war das ganze Dorf beritten, wir spielten mit Bajonetten und Strohpuppen. Meine Mutter holte mit vielen anderen, die keine Skrupel hatten, alles, was noch zu gebrauchen war, aus der Gruppenschule. Der Anblick der Räume war nicht erfreulich. Einige Leichen von SS-Männern, verwüstet Zimmer und überall Scheißhaufen. Ob sie von den Nazi-Leuten oder den Plünderern stammten, konnte man nicht feststellen. Am nächsten Tag war der Spuk zu Ende und es gab Pferdefleisch beim Metzger.

SA Gruppenschule Hochland in Schliersee 1945



[Die letzten Tage vor der Kapitulation](#) (Bericht des Münchner Merkur)

Kriegsende und Besatzungszeit in Schliersee

Am nächsten Morgen kam der Befehl, die nötigsten Sachen zu packen und in die Berge zu gehen, weil die Amerikaner im Anmarsch auf Schliersee wären. Irgend ein Idiot vom Volkssturm hatte einen kanadischen Panzer in die Luft gesprengt und dabei zwei Amerikaner getötet. Folglich drohte ein Beschuss von Schliersee. Wir zogen also in die Berge, wahrscheinlich zum Spitzingsee und harrten der Dinge, die passieren würden. Irgendwann knallte es plötzlich in der Nähe und es gab mehrere Einschläge. Zum Glück kam aber niemand zu Schaden. Die SS hatte versucht, aus den Bergen heraus die Amis zu bekämpfen. Nach der Drohung des Kommandeurs, Schliersee in Schutt und Asche zu legen, kehrte Ruhe in den Ort.

Die meisten amerikanischen Soldaten waren sehr nett und freundlich zu den Frauen und Kindern. Wir bekamen Sachen geschenkt, die wir noch nie gesehen hatten: Kaugummi, Schokolade und Obst in Dosen etc. Am begehrtesten waren Zigaretten, die man gegen alles andere eintauschen konnte. Wir lungerten um rauchende Amis herum und warteten auf die Kippen, die wir unter Einsatz aller unserer Kräfte erbeuteten mussten. Meine Mutter lachte sich einen smarten Kanadier an, der uns versorgte und verwöhnte. Dafür ging sie mit ihm aus und machte Bootsfahrten auf dem Schliersee mit ihm. In kürzester Zeit lernten wir die Grundbegriffe der englischen Sprache, was mir später in der Schule eine große Hilfe war. Außerdem hatte ich eine hohe Meinung von den Amerikanern, die in der Grundtendenz immer noch vorhanden ist. Neu für uns war die große Zahl von Motorfahrzeugen, die die Amis mitgebracht hatten: Jeeps, Krankenwagen, LKW etc. Eines Tages stand ein Krankenwagen am Straßenrand. Mich lockte das Trittbrett an der Hinterseite. Neugierig bestieg ich es und hielt mich an den Türgriffen fest. Plötzlich fuhr der Wagen ab. Zunächst fand ich das absolut abenteuerlich. Doch der Wagen blieb nicht in Schliersee, sondern fuhr in Richtung Fischhausen-Neuhaus. Ich hoffte, er würde in Kürze halten. Aber mit zunehmender Entfernung von der Dorfmitte bekam ich Bedenken, wie ich wieder zurück kommen würde. Am Ortsrand von Schliersee beschloss ich, während der Fahrt abzuspringen. Ich nahm die Hände von der Tür, hob die Arme vors Gesicht und sprang rückwärts ab. Mit voller Wucht knallte ich auf die Fahrbahn und rutschte einige Meter vorwärts. Zum Glück blieb ich bei Bewusstsein, stand auf und ging nach

Hause zurück. Unterwegs starrten mich die Leute an und fragten, was denn passiert sei. Als meine Mutter mich sah, fiel sie fast in Ohnmacht und wollte wissen, was geschehen war. Ich erklärte, ich sei hingefallen. Damit war das Thema erledigt.

Zurück in die Heimat

Wir wohnten in Schliersee bei einem Kleinbauern. Der lebte in seinem Haus mit seinem Bruder Wickel, der ein bisschen einfältig war, und seinem halbwüchsigen Sohn. In seinem Haus waren viele Leute zur Evakuierung eingewiesen worden, worüber er wenig erfreut war. Wir lebten in einem Zimmer mit meiner Tante Fanny, die Stiefschwester meiner Mutter, ihrem Sohn Wolfgang, der schon 12 Jahre alt war, und noch einer Frau. Es gab immer wieder Streitereien um Wesentliches und Unwesentliches. Eines Tages erschien meine Tante Grete, die Schwester meiner Mutter und teilte uns mit, dass mein Vater aus der Gefangenschaft entlassen worden war und wir nach Hause kommen sollten.

Wir waren nicht die einzigen Evakuierten aus dem Ruhrgebiet und so organisierte irgend jemand einen Transport nach Hause. Meinen beiden Tanten gefiel es so gut in Schliersee, dass sie blieben. Tante Grete war ledig und der Mann von Tante Fanny war gefallen. So hatten sie keinen Grund zurück zu fahren. An einem grauen Morgen im Sommer stand dann plötzlich ein LKW vor der Tür, der das Gepäck holen sollte. Am Nachmittag ging dann die Fahrt auf einem offenen LKW mit Holzvergaser nach Nürnberg los. Von dort sollte es mit der Eisenbahn weiter gehen. In Nürnberg stellten wir fest, dass unser Koffer aufgebrochen war und die Hälfte des Inhalts fehlte. Der Fahrer erklärte lakonisch, die Gepäckstücke seien ihm vom Wagen gefallen und zerbrochen und dabei müssten wohl Sachen abhanden gekommen sein. Die erste Teilstrecke fuhren wir in einem Viehwagen. Irgend wann in der Nacht ging meine Mutter auf einem Bahnhof los um Wasser zu bekommen. Ich blieb allein zurück. Nach für mich unendlich langer Zeit ihrer Abwesenheit ging ich in den Bahnhof um sie zu suchen. Ich fand weder sie noch meinen Zug und landete bei der Bahnhofsmission. Dort wurde ich dann von meiner Mutter abgeholt. An die Einzelheiten der Irrfahrt kann ich mich nicht mehr erinnern. Die letzte Etappe fand dann in einem Personenzug statt. Der Zug war über und über von Menschentrauben behangen. Wir wurden durch ein Fenster in das Innere des Zuges gehievt. Dort war so wenig Platz, dass ich auf bei meiner Mutter auf dem Schoß sitzen musste. Ich schlief ein und wurde erst wach, als wir in dem Zug in einem Abteil auf einer Bank saßen. Und dann kamen wir in Dortmund an. Als wir aus dem Bahnhof heraus kamen sah ich nur Trümmer und Leute mit Handkarren. Mein Vater hatte zwischenzeitlich eine Wohnung angemietet, in der unser gemeinsames Leben nach den Kriegswirren begann. Mein Vater verstand von dem, was ich erzählte, kein einziges Wort, da ich ein lupenreines Oberbayerisch sprach. Auch meine Spielkameraden verstanden mich nicht. So entschloss ich mich, wieder Hochdeutsch zu lernen. Meinen Großvater, einem geborenen Oberbayern, freute mein Bayerisch natürlich sehr. Später wurde ich Mitglied in seinem Bayernverein und erlernte das Schuhplatteln in einer Plattlergruppe. Die Bindungen nach Schliersee blieben bis zum Tod des Großvaters im Jahr 1980 erhalten.

Rückschau

Aus der engeren Verwandtschaft fielen im Krieg außer Onkel Hansi noch Ludwig Steger, der Mann von Tante Fanny und Erich Klauer, der Mann von Tante Hilde. Tante Hannas Mann, Onkel August und mein Vater kamen relativ unbeschadet zurück. Er hatte allerdings noch einen Granatsplitter im Oberkörper, der nie entfernt wurde. Er starb mit 61 Jahren nach einer langen Krankheit, die sehr spät als Morbus Waldenström diagnostiziert wurde. Tante Hilde tat sich mit Fritz Grotzki zusammen und Tante Fanny mit Josef Motzko. Man nannte das damals etwas abwertend Onkelehen, weil die meistens noch vorhandenen Kinder die Partner ihrer Mütter Onkel nannten. Aus finanziellen Gründen heirateten die meisten überlebenden Partner nicht. Beide Verbindungen gingen nach fast 30 Jahren in die Brüche.

Alltag in der Besatzungszeit

Die Wohnung in der Hospitalstraße in Dorstfeld war ein Graus. Sie lag im 3. Stock eines Mietshauses mit 9 Wohnungen in unmittelbarer Nähe von Orenstein & Koppel. Im 2. und 3. Stock gab es für 5 Wohnungen einen sog. Spülstein auf halber Treppe zwischen dem 2. und 3. Stock. Die Toilette, ein Plumpsklo, war außerhalb des Hauses. Man musste hinten zum Hof raus und an der Werkstatt von Schneidermeister Ferdinand Klüh, dem Eigentümer des Hauses, vorbei. Irgendwann hatten wir ihm einmal einen Hahn aus der Aufzucht meiner Oma geschenkt. Es war ein prachtvolles Tier, das allerdings nichts anderes im Sinn hatte, als im Garten auf Klobenutzer zu warten und sie zu attackieren. Eines Tages landete er im Suppentopf, weil es allen Beteiligten zu nervig mit ihm wurde. Ferdinand Klüh hatte eine Putzfrau, die wahrscheinlich nicht nur für ihn putzte, was ihm zum Verhängnis werden sollte. Der Ehemann erschien eines Tages beim Schneidermeister, zog ein Küchenmesser und stach ihn und seine Frau und anschließend sich nieder. Ferdinand Klüh versuchte noch, sich zu seinem Sohn, der auch in dem Haus wohnte zu schleppen, verblutete aber im Hausflur. Die beiden anderen Beteiligten überlebten und der Mörder kam ins Zuchthaus. Ihm wurden aber mildernde Umstände zuerkannt und er kam relativ schnell wieder frei. Seine Frau nahm ihn gnädig wieder bei sich auf.



Hospitalstraße in Dorstfeld 1950

In der Wohnung gab es eine Steckdose und in jedem der drei Räume eine Brennstelle mit einem Schalter. In der ersten Zeit nach dem Krieg durften nur max. 20 kWh Strom verbraucht werden. Geheizt wurde mit einem Kohleherd, auf dem auch gekocht und in dem gebacken wurde. Bis zu meinem 13. Lebensjahr schlief ich mit meinen Eltern im ehelichen Doppelbett. Im Sommer war es zeitweilig bullenheiß und im Winter nachts so kalt, dass die Oberbetten und Kissen gefroren, weil das Dach nicht isoliert war. Bei Schneefall flog der Schnee unter die Dachpfannen und durchfeuchtete die Zimmerdecke. In der Küche stand ein Pisseimer, der im Winter der Einfachheit halber aus dem Fenster entleert wurde.

Mein Vater arbeitete auf der Zeche als Schweißer. Das hatte in der Zeit viele Vorteile: Carepakete, Deputatkohle, Butterbrote und Getränke auf der Arbeit, Schnaps und Milch. Manchmal machte er drei Schichten hintereinander. Kohle und Schnaps waren gute Tauschmittel.

Das Schweißen hatte er bei Orenstein und Koppel erlernt. Weiterhin hatte er bei der Firma Johannes Dörnen in Derne gearbeitet und während des Krieges bei Phönix in Hörde. Dort schweißte er Königstiger. Wegen der kriegswichtigen Arbeit war er oft auf Arbeitsurlaub. Erst zum Ende des Krieges war er längere Zeit fort. Nach dem Krieg war bei allen Feierlichkeiten das Thema Kriegserlebnisse immer Thema Nr. 1.

Versorgung und Leben in der Nachkriegszeit

Während des Krieges lief die deutsche Wirtschaft im Kriegsmodus mit vielen Arbeiterinnen und Arbeitern, die als Kriegsgefangene zur Arbeit eingesetzt wurden. Nach dem Krieg übernahmen die Alliierten die Kontrolle über das gesamte wirtschaftliche und politische Geschehen. Nahezu 60% der wirtschaftlichen Leistungen wurden als Reparationsleistungen an berechnete Staaten abgeführt. Außerdem wurde fast die Hälfte der Produktionsanlagen demontiert und als Reparationsleistungen ausgeführt. Viele deutsche Kriegsgefangene wurden in Siegerstaaten festgehalten und mussten dort Reparationsleistungen erbringen.

Die gesamte Volkswirtschaft war auf reine Versorgung, mit einem von den Alliierten vorgegebenen Versorgungsgrad eingestellt.

In der täglichen Praxis sah das so aus, dass es nichts ohne Bezugsscheine oder Lebensmittelkarten zu kaufen gab. Durch vertrauenswürdige Bürgerinnen und Bürger, zu denen auch meine Eltern gehörten, wurden sie in den Haushalten verteilt. In Dortmund-Dorstfeld gab es 2 Lebensmittelgeschäfte, einen Milchmann und einen Metzger in erreichbarer Nähe. Die meisten Lebensmittel waren nicht verpackt, sondern wurden bedarfsgerecht, nach Lebensmittelkarte, abgewogen und in Papiertüten gefüllt. Die Warteschlange vor den Geschäften war das Kennzeichen dieser Zeit. Als Transportmittel für die Waren dienten Handkarren, Pferdefuhrwerke und alte Kraftwagen mit Holzvergaserantrieb.

Die Sicherheit in der Stadt wurde durch die Alliierten aufrecht erhalten. Es gab auch deutsche Polizisten, die aber unbewaffnet waren. Zum Selbstschutz trugen sie allerdings einen Schlagstock, genannt Gummiknüppel.

In den engen Wohnungen jener Zeit fehlte es oft an Platz und Spielzeug für uns Kinder. Nach der Schule und der Erledigung ihrer Hausaufgaben blieb uns oft nur die Straße zum vergnügen und mit den Spielkameraden zusammenzukommen.

Auf den ungepflasterten Straßen tobten wir herum, improvisierten Spiele und nutzten unsere Kreativität, um aus einfachen Materialien Spaß zu haben. Fußball wurde gespielt, wobei große Steine die Tore markierten und eine leere Kondensmilchdose als Ball diente. Aus Ästen wurden Hockeyschläger und Bögen für spannende Bogenschießwettkämpfe gebastelt.

Neben diesen traditionellen Spielen wagten wir uns auch an riskantere Aktivitäten. Das Messerwerfen mit Haushaltsmessern und das Zielwerfen mit Steinen verlangten Geschicklichkeit und Mut. Ringkämpfe und Boxkämpfe wurden ausgetragen, oft ohne jegliche Schutzausrüstung, und wir lernten dabei den Umgang mit körperlicher Herausforderung und Fairness.

Die Straßen wurden zum Schauplatz für Spiele wie Räuber und Gendarm, Versteckspiele und aufregende Wettrennen. Eine Schnitzeljagd durch die Nachbarschaft brachte Spannung und Abenteuer in den Alltag. Trotz der einfachen Mittel und der beschränkten Ressourcen fanden wir Wege, uns zu amüsieren und unvergessliche Erlebnisse zu schaffen, die unsere Kindheit prägten.

Höhepunkte unserer Freizeit gab es, wenn wir Nachbarschaftshilfe leisten konnten und gleichzeitig ein wenig zusätzliches Geld verdienen konnten. Solche Arrangements waren eine Win-Win-

Situation für alle Beteiligten. Es fördert die Gemeinschaftsbindung und unterstützt gleichzeitig diejenigen, die möglicherweise Hilfe bei Gartenarbeiten oder Einkäufen benötigen.

In der Nachbarschaft herrschte in den Nachkriegsjahren ein starkes Gefühl der Solidarität und Zusammengehörigkeit. Notgemeinschaften bildeten sich, und die Menschen halfen sich gegenseitig nach besten Kräften. Jeder trug gemäß seinen persönlichen Möglichkeiten dazu bei, die Not so klein wie möglich zu halten.

Der Umgang mit dem Eigentum war von großer Wertschätzung geprägt. Trotz der knappen Ressourcen wurde darauf geachtet, dass nichts verschwendet wurde, und man half so gut es ging einander, wenn jemand in Not war.

Gelegentlich fanden gemeinsame Feste statt, die nicht nur zur Freude und Entspannung dienten, sondern auch das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkten. Bei solchen Festen wurden manchmal Hausschlachtungen von Schweinen, Hühnern und Kaninchen durchgeführt, auch wenn sie offiziell verboten waren. Die Kinder beobachteten diese Vorgänge mit Neugier und lernten dabei den Umgang mit den Tieren und die Traditionen der Gemeinschaft kennen.

Der Tausch von Gütern war eine gängige Praxis, um die Bedürfnisse zu decken, die nicht durch Geld bezahlt werden konnten. Lebensmittel, Kleidung und andere Güter wurden unter den Nachbarn getauscht, um alle mit dem Nötigsten zu versorgen.

Handwerker wurden oft mit Naturalien bezahlt, da Bargeld knapp war. Die Menschen boten Lebensmittel oder andere Waren als Entlohnung für ihre Dienstleistungen an.

Besonders die Bergleute erhielten zusätzliche Unterstützung in Form von Carepaketen, Frühstück und Alkohol von der Zeche. Diese Güter wurden nicht nur konsumiert, sondern oft auch getauscht oder mit anderen Nachbarn geteilt.

In den Nachkriegsjahren, genauer gesagt in Dortmund im Jahr 1946, prägte eine Zeit des Wiederaufbaus und der Entbehrungen das Schulleben. Die Schulen waren überfüllt, mit bis zu 50 Kindern pro Klasse. In den kalten Wintermonaten waren die Klassenräume nur unzureichend beheizt, und die einzige Wärmequelle waren oft alte Kohleöfen. Bergmannskinder, die mit den harten Bedingungen der Kohlegewinnung vertraut waren, brachten Kohle von zu Hause mit, um die Öfen zu befeuern und die Klassenräume zu erwärmen.

Die Situation der Kinder war oft prekär. Viele litten unter Unterernährung, was zu gesundheitlichen Problemen führte. Um diesem entgegenzuwirken, wurde die sogenannte Schwedenspeisung eingeführt, benannt nach dem Land, das während des Krieges humanitäre Hilfe leistete. In anderen Orten wurde diese Maßnahme auch als Quäkerspeisung bekannt, benannt nach den Quäkern, die ebenfalls humanitäre Unterstützung leisteten. Diese Programme versorgten die Kinder mit zusätzlicher Nahrung, um ihre Ernährung zu verbessern und ihre Gesundheit zu stärken.

Zusätzlich zur Ernährung wurden den Kindern regelmäßig Lebertran verabreicht, um ihr Immunsystem zu stärken. Lebertran galt damals als wichtige Quelle für Vitamin D und Omega-3-Fettsäuren, die gerade in den winterlichen Monaten zur Vorbeugung von Krankheiten als essenziell angesehen wurden.

Um die Ausbreitung von Krankheiten einzudämmen, wurden Reihenimpfungen gegen Pocken durchgeführt. Diese Impfungen waren ein wichtiger Schritt zur Prävention und wurden von den Gesundheitsbehörden aktiv gefördert.

Zusätzlich wurden Röntgenuntersuchungen auf Tuberkulose durchgeführt, um frühzeitig Krankheitsfälle zu erkennen und zu behandeln. Diese Maßnahmen waren Teil eines umfassenden Ansatzes, um die Gesundheit und das Wohlergehen der Kinder in einer Zeit großer Herausforderungen zu schützen und zu fördern.



Kinderkuraufenthalte

In den Jahren 1950 und 1952 war Norderney, eine Insel in der Nordsee, für mich ein Zufluchtsort da ich, wie alle anderen Kinder auch, unter den Folgen der Nachkriegszeit litt.

Die Knappschaft organisierte Kinderkuren auf der Insel, um Unterernährung zu bekämpfen und die Atemwege zu stärken, die durch die schlechte Luftqualität in ihrer Heimat belastet waren. Diese Kuren dauerten in der Regel sechs Wochen und wurden getrennt nach Jungen- und Mädchenkuren durchgeführt.

Die Kinder wurden strengen Regeln unterworfen, die ihr Verhalten, ihre Aktivitäten und ihr Essverhalten betrafen. Disziplin und Ordnung wurden großgeschrieben, und die Aufsichtspersonen erwarteten absolute Einhaltung dieser Regeln. Jeder Verstoß wurde ernst genommen und mit Strafen geahndet, die von Ermahnungen bis hin zu drastischen Maßnahmen wie dem Einsperren reichten.

Die täglichen Abläufe waren gemäß dem herrschenden Zeitgeist straff organisiert, und den Kindern wurden klare Zeitpläne auferlegt, die von Aktivitäten im Freien bis hin zu Mahlzeiten und Ruhezeiten reichten. Diese Struktur sollte nicht nur zur Erholung beitragen, sondern auch dazu dienen, den Kindern gesunde Gewohnheiten beizubringen und sie zu stärken, sowohl körperlich als auch geistig.

Trotz der strengen Disziplin und der rigiden Regeln boten diese Kuren den Kindern eine Möglichkeit, dem tristen Alltag im Ruhrgebiet zu entfliehen und neue Kraft zu schöpfen. Sie erlebten eine Zeit der Gemeinschaft und Erholung, die ihnen half, gestärkt in ihre Heimat zurückzukehren.



Gebirgstrachten-Erhaltungsverein Almrausch Dorstfeld von 1919



Mein Großvater war 1919 Gründungsmitglied des Vereins. Die Gründer kamen aus Oberbayern, mein Großvater wurde 1890 in Hausham Kreis Miesbach geboren. Er stammte aus einer Bergarbeiterfamilie, deren Männer auf der Pechkohlenzeche in Irschenberg arbeiteten. Nach der Stilllegung der Zechen in Oberbayern gingen viele der Bergleute ins Ruhrgebiet und begannen dort ein neues Leben. Sie trafen sich in den Gebirgstrachten-Erhaltungsvereinen oder den Bayernvereinen zur Geselligkeit und Pflege des bayerischen Brauchtums. Nach der Machtergreifung der Nazis sollten sie sich gleichschalten lassen, was aber die meisten, wie mir mein Großvater erzählte, der seinerzeit Vorsitzender des Dorstfelder Vereins war, nicht taten und während der Nazizeit deshalb geschlossen wurden. Das führte nach dem Krieg dazu, dass diese Vereine die ersten waren, die wieder ihren Betrieb aufnehmen durften.

Ich wurde Mitglied der Kinder-Trachtengruppe und bereiste zu Wettbewerben der Plattlergruppe das Ruhrgebiet. Im Jahr 2019 feierte der Verein sein 100 jähriges Bestehen.

Kontakt: brinksmanship@jogihill@mastodon.social